

NGUYỄN PHAN QUẾ MAI

WO DIE
ASCHE
BLÜHT

ROMAN

INSEL



NGUYỄN PHAN QUẾ MAI

WO DIE
ASCHE
BLÜHT

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Claudia Feldmann*

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien erstmals 2023
unter dem Titel *Dust Child* bei Algonquin Books of Chapel Hill,
einem Imprint von Workman Publishing, New York.

»In hundert Jahren, die vielleicht ein Leben währt, in dieser
Erdenspanne widersprechen oft sich Gabe und Geschick.«

Aus: Nguyễn Du: *Das Mädchen Kiêu*. Rütten & Loening,
Berlin 1980. Üb. Irene u. Franz Faber (S. 11)

»Denn vor der Reinheit einer Frau
verblassen tausend Goldtael ...«

aus: Nguyễn Du: *Das Mädchen Kiêu*. Rütten & Loening,
Berlin 1980. Üb. Irene u. Franz Faber (S. 274)



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag
Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

© Nguyễn Phan Quế Mai 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung einer Illustration von

Twins Design Studio/Shutterstock

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64421-7

www.insel-verlag.de

Für Amerasier*innen und ihre Angehörigen, die mir ihre Lebensgeschichte erzählt und mich mit ihrem Mut inspiriert haben. Für die Millionen von Männern, Frauen und Kindern, die in den Strudel des Vietnamkriegs gezogen wurden. Für alle, deren Leben von Gewalt gezeichnet wurde. Möge unsere Welt mehr Mitgefühl und Frieden erleben.

Während des Vietnamkriegs entsprangen Zehntausende von Kindern aus den Beziehungen zwischen amerikanischen Soldaten und vietnamesischen Frauen. Durch tragische Umstände wurden die meisten dieser amerasischen Kinder von ihren Vätern und später auch von ihren Müttern getrennt. Viele haben einander nie wiedergefunden.

Dieses Buch ist ein Roman. Obwohl die geschilderten historischen Ereignisse der Wahrheit entsprechen, sind die Namen und Figuren sowie die Handlung frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

INHALT

Kind des Feindes	11
Rückkehr ins Land der Angst	23
Eine unmögliche Entscheidung	35
Ein Vogel findet sein Nest	61
Die Hitze von Sài Gòn	93
Sài-Gòn-Tee	107
Ein Hoffnungsschimmer	130
Auf der Suche nach der Vergangenheit	145
Das Hinterzimmer	167
Der Baum der Liebe	203
Das Geheimnis	213
Die Gefahr des Feuers	232
Der Preis der Hoffnung	254
Der Lachende Buddha	276
Krieg und Frieden	302
Wie wird man eine Mutter?	334
Eine Nadel am Grund des Ozeans finden	356
Vergangenheit und Zukunft	365
Rache und Vergebung	380
Süße und Bitterkeit	396
Liebe und Ehre	418
Nachwort	437
Danksagung	441

KIND DES FEINDES

Hồ-Chí-Minh-Stadt, 2016

»Das Leben ist wie ein Boot«, hatte Schwester Nhã, die katholische Nonne, die ihn großgezogen hatte, einmal zu Phong gesagt. »Sobald du dich von deinem ersten Anker löst – dem Schoß deiner Mutter –, wirst du von unerwarteten Strömungen davongetragen. Doch wenn es dir gelingt, dein Boot mit genügend Hoffnung, Selbstvertrauen, Mitgefühl und Neugier zu füllen, wirst du allen Stürmen standhalten können.«

Während Phong im amerikanischen Konsulat saß und wartete, spürte er das Gewicht der Hoffnung in seinen Händen – seinen Visumsantrag und den seiner Frau Bình, seines Sohns Tài und seiner Tochter Diễm.

Um ihn herum warteten viele Vietnamesen stehend oder auf Stühlen sitzend darauf, mit einem der Visumsbeamten zu sprechen, die hinter den Glasscheiben der Schalter saßen. Einige der Vietnamesen schauten neugierig zu Phong herüber, und er spürte die Hitze ihrer Blicke. »Mischling«, meinte er sie flüstern zu hören. Von klein auf hatte man ihn als Staub des Lebens, Bastard, schwarzamerikanischen Imperialisten oder Kind des Feindes bezeichnet. Als er ein Junge gewesen war, hatte man ihm diese Beschimpfungen mit

solcher Heftigkeit entgegengeschleudert, dass sie sich tief in sein Innerstes gegraben und sich dort festgesetzt hatten. Damals hatte er mit Schwester Nhã im Neuen Wirtschaftsgebiet in Lâm Đồng gelebt, und eines Tages war er in einen großen Eimer geklettert, den er mit Wasser und Seife gefüllt hatte, und hatte sich mit einem Luffa-Schwamm abgeschrubbt, um die schwarze Farbe von seiner Haut zu bekommen. Als Schwester Nhã ihn fand, hatte er geblutet, und er hatte sich gefragt, warum er ausgerechnet als Amerasier zur Welt gekommen war.

»Keine Sorge, *anh*, du musst nur an dich glauben, dann schaffst du das schon«, flüsterte Bình und strich ihm mit ihrer schwieligen Hand über den Arm. Phong nickte, lächelte nervös und nahm ihre Hand in seine. Diese Hand hatte für ihn gekocht, seine Kleider gewaschen und geholfen, die zerbrochenen Teile seines Lebens zu kitten. Diese Hand hatte ihn und seine Kinder gehalten, mit ihnen getanzt, neue Ernten auf ihren Reisfeldern hervorgebracht. Er liebte diese Hand und ihre Schwielen, so, wie er alles an Bình liebte. Er musste sein Versprechen einlösen, Bình nach Amerika zu bringen. Fort von den Müllhalden, auf denen sie arbeitete, um Plastik, Papier und Metall zu trennen.

Auf der anderen Seite neben Bình saßen Tài und Diễm und winkten ihm zu. Sie waren erst vierzehn und zwölf, aber schon fast so groß wie ihre Mutter. Beide hatten Bìnhs große Augen und ihr strahlendes Lächeln geerbt. Ihre Hautfarbe und das lockige Haar stammten von ihm. »Vergesst nicht, dass ihr schön seid«, hatte er zu ihnen gesagt, als sie sich zu der fünfstündigen Busfahrt hierher aufmachten. Das sagte er ihnen oft, denn er kannte die verächtlichen Blicke der Vietnamesen, die fast alle helle Haut bevorzugten.

Tài beugte sich wieder über sein Buch, und seine schiefe Brille rutschte ihm über die Nase; das Metallgestell wurde nur noch von Klebeband zusammengehalten. Phong nahm sich vor, noch einmal mit seinen Nachbarn zu reden und ihnen einen höheren Preis anzubieten, um ihr Reisfeld zu pachten. Dann könnte er dort Mungbohnen für das Neujahrsfest anbauen, und die Ernte würde genug einbringen, um Tài eine neue Brille und Diễm ein neues Kleid zu kaufen. Diễm trug Tài's abgelegte Sachen, und die Hose war zu kurz, sodass ihre Knöchel hervorschauten.

An einem der Schalter gab ein amerikanischer Visumsbeamter einer jungen Frau ein blaues Papier. Phong kannte die Farbe gut. Blau bedeutete Ablehnung. Als die Frau sich vom Schalter abwandte, stieg Panik in ihm auf.

Er versuchte sich an die Befragungsübungen zu erinnern, die er mit seiner Familie durchgeführt hatte. Er hatte sich die richtigen Antworten ins Gedächtnis geschnitzt, wie Tischler Vögel und Blumen ins Holz schnitzten, aber jetzt waren sie alle wie ausgelöscht.

»Nummer fünfundvierzig, Schalter drei«, verkündete der Lautsprecher.

»Das sind wir«, sagte Bình. Während Phong mit seiner Frau und seinen Kindern zum Schalter ging, versuchte er sich zu beruhigen. Solange er seine Familie bei sich hatte, würde er sich nicht einschüchtern lassen. Er würde um die Chance kämpfen, Bình, Tài und Diễm ein besseres Leben zu bieten.

Phong nickte der Visumsbeamtenin zu, die genauso aussah wie die amerikanischen Frauen in den Filmen, die er gesehen hatte: blondes Haar, helle Haut, hohe, schmale Nase. Die Frau reagierte nicht, sondern blickte auf ihren Computer. Phong betrachtete das Gerät und fragte sich, welche Geheimnisse es wohl enthielt. Wenn er nach Amerika kam,

würde er hart arbeiten und Tàì und Diễm einen Computer kaufen. Die beiden waren mit ihm in der Stadt gewesen, in einem Internetcafé, um ihm zu zeigen, wie Computer funktionierten. Sie hatten gesagt, eines Tages würde er damit vielleicht eine Nachricht an seine Eltern schicken können, übers Internet. Doch würde es je dazu kommen? Er wusste nicht einmal, ob seine Eltern noch lebten.

Die Visumsbeamtin wandte sich ihm zu.

»*Gút mó-ninh*«, sagte Phong und hoffte, dass er *good morning* richtig ausgesprochen hatte. Vor Jahren hatte er ein wenig Englisch gelernt, doch seine Kenntnisse der Sprache waren verschwunden wie Regentropfen auf ausgedörrtem Boden. »*Chào bà*«, fügte er hinzu, damit die Amerikanerin nicht dachte, er beherrsche ihre Sprache fließend.

»*Cho xem hộ chiếu*«, erwiderte sie.

Ihr Vietnamesisch war gut, aber ihr nördlicher Akzent beunruhigte Phong. Er erinnerte ihn an die kommunistischen Soldaten, die ihn damals vor knapp dreißig Jahren in den Umerziehungslagern in den Bergen geschlagen hatten.

Vorsichtig nahm er ihre Pässe aus der Mappe und legte sie in das Fach unter der Scheibe. Er und seine Frau hatten Quang, dem Visumsmakler, ihre gesamten Ersparnisse gegeben, damit er ihnen diese Pässe besorgte und die Anträge ausfüllte und einreichte. Quang hatte sie überzeugt, dass sie sich in Amerika keine Gedanken mehr um Geld machen müssten, weil sie eine monatliche Summe von der Regierung bekommen würden.

Die Frau sah die Dokumente durch und tippte etwas in den Computer. Dann wandte sie sich um und rief eine junge Vietnamesin herbei, mit der sie sich auf Englisch unterhielt. Phong spitzte die Ohren, aber die Laute waren wie schlüpf-

rige Fische, die so schnell davonschossen, dass er keinen einzigen davon zu fassen bekam.

»Was ist los?«, fragte Bình leise. Phong legte ihr beruhigend die Hand auf den Rücken. Bình hatte solche Angst gehabt, diesen Termin zu verpassen, dass sie darauf bestanden hatte, schon am Vortag den Bus aus ihrer Heimatstadt Bạc Liêu zu nehmen und ab vier Uhr morgens vor dem Konsulat zu warten.

Die Vietnamesin sah ihn an. »Onkel Nguyễn Tấn Phong, Sie beantragen ein Visum nach dem Amerasian Homecoming Act?«

Wie nett, dass sie ihn mit einem respektvollen Titel angesprochen und ihm Hoffnung gegeben hatte, indem sie den Namen des Programms nannte. *Homecoming* – dieses Wort war heilig, und der Klang ließ sein Herz flattern. Er war berechtigt, nach Hause zu gehen, in sein Vaterland. Es prickelte in seinen Augen.

»Ja, Miss«, sagte er.

»Sie werden von einem anderen Beamten befragt. In dem Raum dort drüben.« Sie zeigte auf eine Tür zu seiner Rechten. »Ihre Angehörigen sollten draußen warten.«

Bình beugte sich vor. »Mein Mann kann nicht lesen. Darf ich ihn bitte begleiten?«

»Ich werde dabei sein, um zu helfen«, erwiderte die Frau und ging zu der Tür.

Der Raum war groß und von Neonröhren beleuchtet, aber er hatte kein Fenster, und Phong tat der Mensch leid, der dort arbeiten musste. Sein eigenes Haus machte sicher nicht viel her, aber es gab jede Menge frische Luft. Sie wehte das ganze Jahr zu den offenen Fenstern herein und trug den Duft der Blumen und den Gesang der Vögel mit sich.

Der bemitleidenswerte Mensch war ein dicker weißer Mann, der hinter einem wuchtigen braunen Schreibtisch saß, bekleidet mit einem blauen Hemd und passender blauer Krawatte.

Die Frau stellte sich neben den Schreibtisch, und Phong setzte sich auf den Stuhl, der davorstand. An der Wand zu seiner Rechten hing ein großes Bild von Mr Obama. Vor einigen Jahren waren Phongs Kinder ins Haus gestürmt und hatten gerufen, er solle mitkommen. Sie liefen zum Haus ihres Nachbarn, stellten sich an den Zaun und spähten durch das offene Fenster, um den Fernsehbericht zu sehen, der verkündete, dass Mr Obama der erste schwarze Präsident der Vereinigten Staaten geworden war. »Amerika ist eine Nation von Einwanderern«, sagte Mr Obama unter dem Jubel der Menschen.

Schon seit Jahren hatte Phong nach Amerika gehen wollen, aber in diesem Moment wurde es zu seiner Lebensaufgabe. Ein Land, das einen schwarzen Präsidenten wählte, musste besser sein als dieses, wo Schwarze manchmal als *mọi* bezeichnet wurden – »unzivilisiert« oder »wild«. Der Besitzer eines Imbissstands hatte ihn einmal ausgelacht, als er sich dort um eine Stelle als Tellerwäscher beworben hatte. »Sieh dir doch deine Haut an«, hatte er gehöhnt. »Meine Kunden würden weglaufen, weil sie denken, du machst die Teller noch schmutziger.«

Der Visumsbeamte am Schreibtisch klappte einen Pass auf. »Nguyễn Tấn Phong«, rief er. Er hatte alle auf- und absteigenden Betonungen in Phongs Namen weggelassen, und so, wie er ihn aussprach, bedeutete er »ein aufgelöster Windstoß« und nicht »Kraft von tausend Windstößen«, wie Schwester Nhã es beabsichtigt hatte, als sie ihm den Namen gab.

Phong erhob sich. Der Mann sagte etwas zu ihm. Phong bemühte sich, die Töne zu fassen zu bekommen, doch wieder entwischten sie ihm.

»Heben Sie die Hand und schwören Sie, dass Sie eine gemischtrassige Person amerikanischer Abstammung sind und dass Sie nicht lügen werden«, übersetzte die Vietnamesin.

Darauf hatte Quang, der Makler, Phong vorbereitet. Er hob beide Hände. »Ich schwöre, dass ich ein *trẻ lai* bin. Ich schwöre, dass ich nicht lüge und dass alles, was ich heute sage, die Wahrheit ist.«

»Woher wissen Sie so genau, dass Sie Amerasier sind?«, fragte der Mann, und die Frau übersetzte es.

»Sir, die Farbe meiner Haut ... Seit ich klein war, haben mich alle als Schwarzamerikaner bezeichnet.«

»Aber Sie könnten doch auch von den Khmer abstammen, oder?«

»Nein, Sir. Khmer-Mütter hatten keinen Grund, ihre Kinder zurückzulassen. Ich wurde ... Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen.«

»Haben Sie denn einen Beweis, dass Sie das Kind eines US-Soldaten sind?«

»Ich weiß nicht, wer meine Eltern sind, Sir. Ich bin Amerasier, Sir. Khmer sind klein. Ich bin einen Meter achtzig groß. Und mein Bart, Sir ... Khmer-Männer haben keine solchen Bärte.« Er berührte das dichte Haar, das die ganze untere Hälfte seines Gesichts bedeckte. Obwohl das Jucken manchmal kaum auszuhalten war, hatte Quang darauf bestanden, dass er es mindestens zwei Wochen vor der Befragung wachsen ließ.

»Haben Sie früher schon mal ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten beantragt?«

Phong schluckte. Verdammt. Quang hatte ihm versichert, dass sie das nicht überprüfen würden.

»Haben Sie schon einmal ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten beantragt?«, wiederholte der Beamte.

»Ich ... Ich kann mich nicht erinnern.« Phong umklammerte die Mappe mit den Dokumenten. Seine Handflächen waren feucht.

»So?« Der weiße Mann schüttelte den Kopf. »Dann will ich Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Auf Ihrem Formular steht, dies sei Ihr erster Antrag, aber ich habe hier einen früheren Antrag von Ihnen.« Er hielt ein Blatt Papier hoch.

Phong lief es kalt den Rücken hinunter. Das Papier war vergilbt, aber er erkannte den jungen Mann auf dem Foto, das daran geheftet war. Es war er selbst, damals, als er gedacht hatte, er hätte eine gute Familie für sich gefunden. Er sah darauf erwartungsfroh aus und voller Hoffnung. Kurz bevor Mr Khuât das Foto gemacht hatte, hatte Phong sich eine Freudenträne aus dem Gesicht gewischt.

»Das ist doch Ihr früherer Visumsantrag, oder?«, fragte der Weiße.

Phong rieb sich die schweißfeuchten Hände an seiner Hose ab. »Ja, Sir ... Aber das ist viele Jahre her.«

»Über zwanzig Jahre. Warum haben Sie denn damals kein Visum bekommen?«

Phong starrte auf den Schreibtisch. Die Oberfläche war glatt und glänzend wie ein Spiegel. Eine sehr gute Arbeit. Wenn er es nach Amerika schaffte, würde er seine Fähigkeiten als Tischler perfektionieren. Von seiner monatlichen Unterstützung würde er Holz kaufen und daraus Möbel bauen, damit er seine Kinder auf die besten Schulen schicken konnte. Er liebte den Geruch von frisch gesägtem Holz

und das Gefühl, etwas mit seinen Händen herzustellen. Es hieß, in Amerika konnte man alles schaffen, was man sich erträumte.

Wenn er die Wahrheit enthüllte, würde er niemals in das Land seiner Träume kommen. »Ich weiß nicht, warum ich kein Visum bekommen habe, Sir. Ich ... hatte wohl nicht alle Unterlagen dabei.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Damals haben wir nicht viele Unterlagen verlangt. Amerasier bekamen aufgrund ihres Aussehens ein Einwanderungsvisum. Allein mit Ihren Gesichtszügen hätten Sie eins bekommen. Sagen Sie mir den wirklichen Grund.«

Phong hatte eine trockene Kehle. Er wünschte, er könnte dem Mann das vergilbte Papier wegschnappen und es zerreißen, mitsamt allem, was dieser Betrüger von Khuât darauf geschrieben hatte.

Der Mann runzelte die Stirn. »Sie denken vielleicht, wir wüssten es nicht, aber laut unserem Vermerk haben Sie beim letzten Mal versucht, andere Leute mitzunehmen. Sie haben Fremde als Ihre Angehörigen ausgegeben.«

Die Worte nagelten Phong zu Boden. Er konnte sich nicht rühren. Konnte nicht mal den Kopf heben.

»Onkel Phong, Sie müssen etwas sagen. Erklären Sie sich«, sagte die Vietnamesin.

Phong presste die Mappe mit den Dokumenten an die Brust. Der Schmerz um seiner Frau und seiner Kinder willen pulsierte in ihm. Er musste um sein Recht kämpfen, sie nach Amerika zu bringen. »Sir ... Ich kann nicht lesen und schreiben. Die Khuâts haben diesen Antrag ausgefüllt. Sie hatten mir versprochen, mir in Amerika zu helfen, wenn ich sie mitnehme. Ich war jung und töricht, Sir, aber damals haben viele Amerasier dasselbe getan.«

Seine Kehle schnürte sich zusammen.

»Indem Sie versucht haben, Fremde mitzunehmen, haben Sie das Wohlwollen unserer Regierung ausgenutzt. Sie haben gegen das Gesetz verstoßen.« Der Mann sah ihm in die Augen. »Damit wir Ihren Visumsantrag in Erwägung ziehen, müssen Sie uns handfeste Beweise liefern. Gesichtszüge reichen nicht mehr aus.«

»Beweise? Was für Beweise, Sir?«

»Dass Sie tatsächlich das Kind eines amerikanischen Soldaten sind. Zum Beispiel das Dienstzeugnis Ihres amerikanischen Vaters und das Ergebnis eines DNA-Abgleichs zwischen Ihnen und ihm.«

»DNA?«, fragte Phong. Das Wort klang nicht vietnamesisch. Vielleicht hatte die Frau es nicht richtig übersetzt.

»Es gibt einen speziellen Test, den so genannten DNA-Test«, erklärte ihm die Frau. »Damit kann man feststellen, wer Ihre biologischen Eltern sind.«

Phong hatte mit vielen Leuten darüber gesprochen, wie er seine Eltern finden könnte, aber einen DNA-Test hatte nie jemand erwähnt. Gerade als er fragen wollte, wo er diesen Test machen konnte, erklärte der Mann: »Wenn Sie einen amerikanischen Vater haben, müssen Sie ihn finden, und dann reichen Sie beide das Ergebnis des DNA-Tests ein, als Beweis, dass Sie miteinander verwandt sind.«

»Sie sagen, dass ich erst meinen Vater finden muss, Sir? Wenn Sie mich nach Amerika gehen lassen, kann ich ihn finden.« Er wusste, dass Amerika ein großes Land war, aber er hatte auch gehört, dass dort alles möglich war.

Der Beamte griff nach einem blauen Formular.

»Sir ... Meine Kinder haben keine Freunde in der Schule. Die Kinder in unserer Nachbarschaft reden nicht mit ihnen. Sie haben hier keine Chance. Bitte ...« Phong zeigte

dem Mann ein Foto von seinen Kindern, vor ihrem Haus aufgenommen. Tài und Diễm lächelten scheu, die Köpfe zueinander geneigt. Es stimmte nicht so ganz, dass sie gar keine Freunde hatten, aber er musste sein Plädoyer möglichst überzeugend klingen lassen.

Der Mann beachtete das Foto nicht. Er unterzeichnete das blaue Formular und reichte es Phong. Phong starrte auf die vielen gedruckten Wörter. Schwester Nhã hatte versucht, ihm das Lesen beizubringen, aber geschriebene Wörter machten ihm nur Angst. Er schloss die Augen, schüttelte den Kopf und gab der Frau das Papier. »Bitte, was steht da?«

Sie räusperte sich. »Das Konsulat der Vereinigten Staaten von Amerika in Hồ-Chí-Minh-Stadt bedauert, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Antrag auf Ausstellung eines Einwanderungsvisums nach einem persönlichen Gespräch nicht die Anforderungen gemäß Abschnitt 584 des Public Law 100-202, ergänzt durch Public Law 101-167, Public Law 101-513 sowie Public Law 101-649, dem Amerasian Homecoming Act, erfüllt. Sollten Sie zukünftig neue Nachweise vorweisen können, die Ihren Status als Amerasier belegen, werden wir Ihren Fall erneut prüfen. Um ein Amerasier-Visum zu erhalten, müssen Sie dem zuständigen Konsulatsbeamten nachweisen, dass Ihr Vater ein amerikanischer Soldat war. Die gemischtrassige Abstammung allein ist nicht ausreichend, um Sie für das Programm zu qualifizieren.«

Die Frau gab Phong das Formular zurück.

»Die Tatsache, dass Sie in Ihrem Antrag unwahre Angaben gemacht haben, könnte dazu führen, dass eventuelle zukünftige Anträge nicht mehr zugelassen werden«, sagte der Mann. »Ich weiß nicht, wie gut Ihre Chancen sind, aber falls Sie Nachweise erbringen können, schicken Sie sie uns zu. Auf Wiedersehen.«

Auf Wiedersehen? Nein, noch nicht. Phong trat einen Schritt vor. »Sir, es tut mir leid, dass ich einen Fehler begangen habe, aber ich bin jetzt ein anderer Mensch – «

Der Mann hob die Hand. »Wenn Sie einen Nachweis haben, schicken Sie ihn uns. Auf Wiedersehen.«

RÜCKKEHR INS LAND DER ANGST

Hồ-Chí-Minh-Stadt, 2016

»Meine Damen und Herren, wir beginnen jetzt mit dem Landeanflug. Bitte vergewissern Sie sich, dass Ihr Sicherheitsgurt angelegt und Ihr Handgepäck unter dem Sitz vor Ihnen oder im Gepäckfach über Ihnen verstaut ist.«

Dan atmete tief durch, drückte die Nase an die kalte Scheibe und blickte nach unten.

»Siehst du was?«, fragte Linda und beugte sich vor.

»Zu viele Wolken.« Dan lehnte sich zurück, damit seine Frau besser sehen konnte.

»Wir sind da, bevor du überhaupt etwas davon merkst.« Sie lächelte und drückte seine Hand.

Dan nickte und küsste Lindas Haar, das tröstlich nach Pfirsich duftete. Ohne sie hätte er es nicht geschafft. Er hatte sich geschworen, dass er nie wieder hierher zurückkehren würde.

Das Flugzeug rumpelte durch eine dichte Wolkendecke. Linda blätterte durch die Hochglanzseiten des *Heritage*-Magazins der Vietnam Airlines und betrachtete Fotos von luxuriösen Villen auf üppig grünen Hügeln, umgeben von weißen Sandstränden und tiefblauem Meer. Sie waren beide in kleinen, beengten Verhältnissen aufgewachsen, und

er verstand ihre Sehnsucht nach schönen Häusern – eine Besessenheit, die dazu geführt hatte, dass sie Immobilienmaklerin geworden war. Doch Linda war nicht nur hinter dem Geld her, sondern sie suchte oft nach Leuten oder Projekten, die Kriegsveteranen bei den Hypotheken für ihre neuen Häuser halfen. Oder nach bezahlbaren Mietwohnungen für ehemalige Soldaten, die in Vietnam, Afghanistan oder im Irak gekämpft hatten. »Zu viele von ihnen sind obdachlos«, hatte sie zu ihm gesagt. Dafür liebte er sie.

Draußen war immer noch alles voller Wolken, die näher und näher zu kommen schienen. Ihre Dunkelheit weckte etwas tief in seinem Innern. Die alte Angst. Sein Körper spannte sich an. Er blickte zum Notausgang. Nur zwei Schritte. Einer, wenn er sprang.

Am Flughafen war er zum Leiter des Check-in gegangen. »Bitte, ich muss neben dem Notausgang sitzen.«

»Wie bitte, Sir?«

Er hatte seinen Kriegsversehrtenausweis vorgezeigt. Dennoch hatte der Leiter den Kopf geschüttelt. »Alle Plätze neben den Notausgängen sind bereits vergeben.«

Er war näher an den Mann herangetreten und hatte mit zusammengepressten Zähnen geflüstert: »Hören Sie, ich muss beim Notausgang sitzen, sonst kann ich nicht fliegen.«

Er war froh, dass er darum gekämpft hatte und dass der Notausgang vor ihm war, nicht hinter ihm.

Er atmete erneut tief durch und versuchte sich zu beruhigen. Nach ein paar bewussten Atemzügen erkannte er, wie albern die Szene war, die er gemacht hatte. Warum musste er immer den typischen durchgeknallten Vietnamveteranen spielen? Was wollte er denn tun – die Tür auftreten und mitten im Flug rausspringen?

Er setzte gerade seinen Kopfhörer auf, um etwas beruhigende Musik zu hören, als das Flugzeug in ein Luftloch sackte. Gemurmel von den Passagieren um ihn herum. Der Sitz unter ihm schien plötzlich verschwunden zu sein, und er warf den Kopf zurück und klammerte sich an die Armlehnen. Der Airbus verlor an Höhe. Zu schnell. Hitze schoss durch seinen Körper. Die Maschine machte ein donnerndes Geräusch, als sie hin und her geworfen wurde, und die Kabine bebte heftig.

Der Kapitän meldete sich über die Lautsprecher und bat die Passagiere erneut, sich anzuschnallen.

Das Beben hörte nicht auf.

In Dan wand sich die alte Angst wie eine Schlange, die sich entrollte.

Er schloss die Augen, und mit einem Mal war er wieder im Cockpit seines Militärhubschraubers, und statt der Wolken sah er den dichten vietnamesischen Dschungel, der sich wie wild vor der Windschutzscheibe drehte. »Wir sind rechts gleich mit dem Heckrotor in den Bäumen«, schrie Hardesty in seinem Kopfhörer. Vom Dschungelboden blitzte Maschinengewehrfeuer auf. Rappa schoss mit seiner M-60 zurück, dass seine Schultern bebten. Kugeln trafen den Hubschrauber, und direkt über Dans Kopf war plötzlich ein Loch in der Plexiglasscheibe. »Schwerer Beschuss auf neun Uhr! Schwerer Beschuss auf neun Uhr!«, brüllte McNair panisch ins Funkgerät. Dann, mit ruhigerer Stimme: »Dan?« Eine Hand tätschelte seine Wange. »Alles in Ordnung?«

Er öffnete die Augen. Einige Passagiere lachten vor Erleichterung. Die Turbulenzen waren vorbei. Dan schluckte; sein Gesicht glühte vor Zorn und Scham.

Er schüttelte den Kopf, versuchte, die Bilder seiner Crew loszuwerden. Doch er sah sie immer noch vor sich: seinen

Bordschützen Ed Rappa, der sich nach jedem überstandenen Einsatz bekreuzigte und den Boden küsste; seinen Crewchef Neil Hardesty, der immer mit offenem Mund Kaugummi kaute; und seinen Co-Piloten Reggie McNair, der bei jedem Flug seine zerlöcherten Glücksbringersocken trug. Dan wünschte, er könnte ihnen sagen, wie leid es ihm tat.

Warum waren sie tot, und er lebte? Diese Frage hatte er sich in den letzten siebenundvierzig Jahren zahllose Male gestellt.

»Brauchst du deine Tabletten?« Die Falten auf Lindas Stirn vertieften sich. Er hatte sie in den fünfundvierzig Jahren ihrer Ehe um einiges mehr altern lassen. Seine Wutanfälle, gefolgt von hemmungslosem Schluchzen. Seine Blackouts. Seine Alpträume. Die Geister seines Krieges.

»Es geht schon, danke.« Tränen traten ihm in die Augen. Er legte den Arm um Linda und zog sie an sich. Sie war sein Fels.

»Deine Tabletten sind hier, gleich in Reichweite.« Sie deutete auf ihre Handtasche, die unter dem Sitz vor ihr lag.

Er nickte und blickte aus dem Fenster, sehnte sich danach, festen Boden zu sehen. Er wünschte sich nichts mehr, als aus diesem Flugzeug herauszukommen. Vor langer Zeit hatte er den Kitzel des Fliegens geliebt, das Gefühl unendlicher Freiheit, unendlicher Möglichkeiten.

Mit neunzehn war er zur Armee gegangen und hatte sich um eine Ausbildung zum Piloten beworben, obwohl er sich keine großen Chancen ausrechnete. Viele von seinen Freunden waren entweder bereits eingezogen worden oder hatten ihren Einberufungsbescheid bekommen, sodass er ohnehin bald an der Reihe gewesen wäre. Und er hatte sich gedacht, dass er bei der Armee die Gelegenheit bekommen würde, etwas von der Welt zu sehen und ein Studium zu absolvieren.

Als der Brief kam, der ihm mitteilte, dass ihn acht Wochen Grundausbildung, ein Monat Spezialinfanterieausbildung und dann neun Monate Pilotenausbildung erwarteten, hatte er einen so lauten Freudenschrei ausgestoßen, dass seine Mutter vor Schreck das Sieb mit den Nudeln fallen ließ, die es zum Abendessen geben sollte. Sie fragte ihn, was los war, und er las ihr den Brief vor. Er erzählte ihr, dass er viele Tauglichkeitsprüfungen über sich hatte ergehen lassen müssen, sie aber zu seiner Überraschung bestanden hatte. Der Rekrutierungs-offizier hatte gesagt, die Armee brauche dringend Hubschrauberpiloten in Vietnam, aber Dan hatte angenommen, dass sich sehr viele darum bewerben würden.

Als seine Mom sagte, sie wolle nicht, dass er dorthin ging, schließlich könne er getötet werden, hatte er erwidert, sie solle sich keine Sorgen machen, Gott werde schon auf ihn aufpassen. Wie so viele Neunzehnjährige hatte er sich für unbesiegbar gehalten. Doch ein Monat in Vietnam hatte gereicht, um ihm diese Illusion zu nehmen. Er war erst drei- undzwanzig gewesen, als er die Armee verlassen hatte, aber er hatte sich wie sechzig gefühlt. Das Wissen um den Tod hatte ihm die Jugend geraubt.

Wieder kam eine Ansage aus dem Lautsprecher, diesmal von einer Frauenstimme, und sie sprach Vietnamesisch. Er schloss die Augen und konzentrierte sich auf den Klang. So lyrisch, fast wie ein Lied. Wie die Schlaflieder, die Kim ihm vorgesungen hatte.

Etwas kam ihm bekannt vor. »*Xin vui lòng.*« Hieß das nicht »bitte«? Vor der Reise hatte er versucht, sich wieder mit der Sprache vertraut zu machen, aber offenbar hatte es nicht viel genützt.

Linda öffnete ihre Tasche, nahm eine Cremedose heraus und rieb sich das Gesicht ein. Dann legte sie rosa Lippen-

stift auf; ihre Lieblingsfarbe. Dieses Jahr wurde sie sechsundsechzig, aber wenn er sie anschaute, konnte er immer noch die junge Frau sehen, in die er sich damals verliebt hatte. Sie hatten dieselbe Highschool besucht, und sie war ihm in seinem vorletzten Jahr aufgefallen. Er sah sie noch vor sich, wie sie über das Basketballfeld rannte, das Gesicht gerötet und voller Entschlossenheit, die gebräunten Beine in der Luft, als sie nach dem Ball sprang. Wie froh war er gewesen, dass seine jüngere Schwester Marianne in der Mannschaft mitspielte, denn so hatte er einen Vorwand gehabt, Linda zuzusehen.

»Genug«, hatte Linda vor einigen Monaten gesagt, als er bei den Nachrichten über die Kriege im Irak und in Afghanistan geweint hatte. »Jetzt ist es endgültig genug, Schatz. Genau genommen ist es schon seit Jahren mehr als genug.« Sie zeigte ihm den Provisionsscheck, den sie für den Verkauf einer Eigentumswohnung bekommen hatte. »Ich will, dass wir mit diesem Geld endlich deine Probleme angehen.«

Genau genommen ist es schon seit Jahren mehr als genug. Sie brauchte gar nicht zu sagen, dass diese Reise über den Fortbestand ihrer Ehe entscheiden würde; das hörte er in ihrer Stimme. Er wusste, dass sie es verdiente, glücklicher zu sein, aber er wusste auch, dass es die Hölle sein würde, dorthin zurückzukehren. Alle seine schlimmen Erinnerungen würden wieder lebendig werden. Doch er war es Linda schuldig, sich seinen Dämonen zu stellen. Sie waren verlobt gewesen, als er nach Vietnam ging, und sie hatte auf ihn gewartet, als er zurückkam. Sie war trotz allem bei ihm geblieben. Aber was, wenn sie die Wahrheit über Vietnam erfuhr? Und über Kim?

Er nahm seinen Pass aus Lindas Handtasche und blätterte darin. Seine Finger begannen zu zittern. »Wo zum Teufel ist es?«

»Was denn?«

»Das Visum.«

Sie zeigte ihm die Seite mit dem leuchtend roten Stempel.

»Siehst du? Es ist immer noch da und immer noch gültig.«

Er schüttelte den Kopf. Vietnam verunsicherte ihn auf eine Weise, die er nicht in den Griff bekam.

»Ach, das hätte ich ja fast vergessen.« Mit einem Zwinkern zog Linda einen Zwanzig-Dollar-Schein aus ihrem Portemonnaie und legte ihn zwischen die Seiten seines Passes. Sie erklärte ihm, dass ihre vietnamesischen Freunde Duy und Nhur ihr das geraten hatten. Sie waren zwar nie wieder in Vietnam gewesen, weil sie ihr Land an die Kommunisten verloren hatten, wie sie sagten, aber offenbar wussten sie, wie es dort lief.

Linda kannte Duy und Nhur aus der Kirche – derselben Kirche, die Ende der Siebzigerjahre Decken, Kleider, Spielsachen und Nahrungsmittel für die ersten vietnamesischen Flüchtlinge, die so genannten *boat people*, gesammelt hatte. Linda sah sie jede Woche beim Gottesdienst, aber Dan war seit Jahren nicht mehr mitgegangen. Vietnam hatte ihn überzeugt, dass Gott nur wenig Macht über eine Welt hatte, die so kriegsversessen war.

Sosehr Dan seine Frau liebte, fragte er sich doch, ob diese Reise nicht ein Fehler war. Ein Jahr zuvor hatten Bill und Doug ihn gefragt, ob er mit ihnen noch einmal nach Vietnam fliegen wollte. Er hatte es nicht über sich gebracht. Jetzt erkannte er, dass es vielleicht besser gewesen wäre, mit seinen Veteranenfreunden herzukommen. Sie würden seine Gefühle, seine Ängste verstehen. Nun, da er gleich landen würde, fürchtete er, dass er sich nicht gut genug auf die Reise vorbereitet hatte. Er war in der öffentlichen Bibliothek von Seattle und in seiner örtlichen Buchhandlung ge-

wesen und hatte stapelweise Bücher von vietnamesischen Autoren mit nach Hause gebracht. Im Lauf der Jahre hatte er verschiedene Bücher von ehemaligen amerikanischen Soldaten gelesen, um das, was mit ihm geschah, besser zu verstehen und sich zu vergewissern, dass er damit nicht allein war. Doch vor allem die vietnamesische Literatur hatte ihm die Augen geöffnet. Das Buch, das ihn am meisten berührt hatte, war *Die Leiden des Krieges* von Bào Ninh, seinem früheren Feind. Es zu lesen war, wie in einen Zerrspiegel zu blicken. Er hätte ohne weiteres Kiên sein können, der nordvietnamesische Veteran aus dem Roman. Der Titel sagte alles. Als er seinen Veteranenfreunden davon erzählte, waren sie überrascht, dass er Bücher von Leuten las, die einst versucht hatten, ihn zu töten. Die sie einst versucht hatten zu töten. Aber es war ihm wichtig, diejenigen zu verstehen, die er während des Krieges zu Objekten gemacht hatte. Indem er nach ihrer Menschlichkeit suchte, hoffte er, seine eigene zurückzubekommen.

Während der ersten Jahre nach seiner Rückkehr hatte Linda ihn mehrfach nach dem Krieg gefragt, wie es dort gewesen war, was er gesehen hatte. Doch er hatte nur erwidert, dass er nicht darüber reden wollte. Dann, in einer Sommernacht 1983, hatte er von einem Angriff der Vietcong geträumt. Mehrere Männer sprangen ihn an. Er kämpfte mit einem von ihnen, versuchte ihn zu erdrosseln, da hörte er Linda husten und würgen. Als er zu sich kam, pressten seine Hände ihre Kehle zusammen.

Linda hätte ihn verlassen, wenn er nicht am nächsten Morgen einen Psychiater angerufen und einen Termin vereinbart hätte. Bis zu dem Zwischenfall hatte er sich geweigert, einen Psychiater aufzusuchen, weil er nicht als gestört diagnostiziert werden wollte und womöglich einen Teil sei-

ner Rechte einbüßte oder sogar seinen Führerschein abgeben musste. Dr. Barnes hatte ihm erklärt, dass er nicht der einzige Veteran mit Problemen war, und ihn gebeten, zum Treffen einer geheimnisvollen Gruppe 031 zu kommen; den nichtssagenden Namen hatte er gewählt, um die Mitglieder zu schützen. Dan war dafür dankbar, denn er wollte nicht, dass andere erfuhren, dass er zu einer PTBS-Gruppe ging. Dort hatte er Bill und Doug kennengelernt. Nach etlichen Therapiesitzungen und Gruppentreffen ging es ihm besser, aber es dauerte Jahre, bis Linda wieder bereit war, mit ihm in einem Bett zu schlafen.

In ihren gemeinsamen Sitzungen mit Dr. Barnes hatte Linda einiges über seine Zeit im Krieg erfahren – aber nicht das Wichtigste. Nicht das mit Kim. Nicht das mit seiner toten Crew. Nicht das mit den Schulkindern, deren Blut er in der Erde hatte versickern sehen. An seinen besten Tagen war es Dan sogar gelungen sich einzureden, dass nichts davon wirklich passiert war.

Vor kurzem hatte Linda sich in einer Gruppe für Ehefrauen von Vietnamveteranen mit Dr. Edith Hoh angefreundet, die Linda nur »Dr. E.« nannte und deren Mann ebenfalls in Vietnam gekämpft hatte. Linda hatte darauf bestanden, sie vor dieser Reise zu besuchen. Bei dem Treffen hatte Dr. Hoh ihnen Mut gemacht. Sie sagte, sie sei mit ihrem Mann in Vietnam gewesen und es habe geholfen. Sie riet ihnen, über ihre Gefühle und Erwartungen zu sprechen, was die Reise anging, sich Zeit zu geben, ihre Eindrücke zu verdauen, wenn sie dort angekommen waren, und sich nicht zu viel vorzunehmen. Und sie schrieb ihnen ihre private Telefonnummer auf die Visitenkarte. »Rufen Sie mich an, falls es zu einer Krise kommt«, sagte sie. »Ganz gleich, zu welcher Tages- oder Nachtzeit.«

Das Flugzeug befand sich weiter in steilem Landeanflug, und als sie die Wolken hinter sich gelassen hatten, blickte Dan nach unten. Reisfelder. Obwohl eine Ewigkeit vergangen war, leuchteten die Felder immer noch im gleichen Smaragdgrün. Wenn die Sonne auf das Schachbrett aus überfluteten Quadraten fiel, funkelten sie immer noch wie Messer. Und die Flüsse, die sich durch all das Grün wanden, sahen immer noch aus wie giftige Schlangen.

Linda spähte an ihm vorbei. »Oh, ist das schön.«

Nach und nach kam Saigon, jetzt Hồ-Chí-Minh-Stadt, in Sicht. Einst so vertraut wie seine Handfläche, war ihm die Skyline der Stadt jetzt vollkommen fremd mit ihren verglasten Hochhäusern und den vom Verkehr verstopften Straßen.

»Sieh doch nur, die ganzen Wolkenkratzer!«, rief Linda aufgeregt.

Er wollte ihr von den Rauchsäulen erzählen, die damals in den Himmel stiegen, vom Pfeifen der Raketen, die auf die Stadt zuschossen, von den Leuchtgranaten, die die Nacht erhellten, von den Bettlern auf den Straßen, die keine Arme und Beine mehr hatten, aber er hatte Angst davor, die Erinnerungen hervorzuholen.

Er beugte sich vor und hielt Ausschau nach dem Flughafen Tân Sơn Nhứt, der jetzt Tân Sơn Nhất hieß, wo er damals stationiert gewesen war. Anfangs hatte er nur hohe Tiere und berühmte Leute herumgeflogen und ihnen ein wenig das Land gezeigt. »Viele sind berufen, aber wenige sind ausgewählt, Warrant Officer«, hatte der First Sergeant zu ihm gesagt. »Sie waren der Beste in Ihrer Klasse, und Sie sind fotogen, genau wie die es mögen. Seien Sie froh.« Einmal hatte er sogar einen bekannten Hollywoodstar zu einem Artilleriestützpunkt geflogen. Sein Vorgesetzter und die anderen Crewmitglieder waren vor Ehrfurcht schier erstarrt,

aber für ihn verstärkte der Besuch des Schauspielers nur das seltsame Gefühl, eine Rolle in einem Film zu spielen, anstatt wirklich am Krieg teilzunehmen. Einerseits war er dankbar, nicht im Kampfgeschehen zu sein, andererseits hatte er ein schlechtes Gewissen und das Bedürfnis, sich im Einsatz zu bewähren; dafür war er doch schließlich hier.

Schließlich wurde er als Pilot und Crewchef dem Hubschraubertrupp der Kompanie zugewiesen. Mit seinem Huey, einem Bell-UH-1D/H-Hubschrauber, unternahm er Angriffs- und Versorgungsflüge, brachte Lebensmittel, Munition oder Soldaten rein und manchmal auch gefallene oder verwundete Soldaten raus. Damals hatte er keine Ahnung gehabt, wie sehr diese Einsätze sein Leben für immer verändern würden.

Unter ihm breitete sich der Flughafen aus. Er sah ganz anders aus als früher, und ihm fiel ein Stein vom Herzen. Er sollte sich nicht so verrückt machen, schließlich war er jetzt nur ein Tourist. Ein schwabbeliger Amerikaner mit Bauchtasche in Begleitung einer Frau mit Selfiestick. Niemand brauchte zu wissen, dass er ein ehemaliger Soldat war.

Er sah, wie die Flugbegleiterin schräg gegenüber sich in ihrem Sitz zurücklehnte und ihren *áo dài* zurechtzupfte, und erneut überfluteten ihn die Erinnerungen. Kim hatte auch oft dieses kleidartige Oberteil getragen, mit Stehkragen und aus weichem Stoff, der ihr bis zu den Knien reichte. An einem Tag vor vielen Jahren hatte er bewundernd zugesehen, wie sie sich in einem weißen *áo dài* für eine buddhistische Zeremonie bereitmachte, die in einer Pagode in der Nachbarschaft stattfinden sollte. Sie waren gerade in die Wohnung eingezogen, die er für sie gemietet hatte. Sie stand am Fenster, und ihre Hand fuhr mit dem Kamm durch den Fluss ihres Haars. Er saß auf dem Bett und staunte über

diesen Widerspruch: die Schönheit und Eleganz inmitten des Grauens.

»Wir sind da!«, sagte Linda, als das Flugzeug zum Halten kam. Dan rieb sich über die Stirn. Er hatte versucht, Kim aus seinem Leben zu löschen. Er hatte alle Fotos von ihr verbrannt. Er hatte sich eingeredet, dass sie nur ein Traum gewesen war, ein Geist. Doch sie war trotz allem in seiner Erinnerung lebendig geblieben, und jetzt stürzte sie auf ihn zu, als er in die Stadt zurückkehrte, in der sie einander begegnet waren.

Wieder sah er ihr schönes, achtzehnjähriges Gesicht. Ihre braunen Augen. Ihre Tränen.